

Annika Mattissek (Heidelberg)

Ein Herz für Mainhattan

Grenzen städtischer Identität – das Beispiel Frankfurt am Main

Einleitung: Städtische Identität

Der Begriff der städtischen Identität umfasst in der Stadtforschung zwei unterschiedliche Phänomene: zum einen werden hierdurch Zugehörigkeitsgefühle verschiedener Bevölkerungsgruppen zu ihrem Lebensraum als Dimension des alltäglichen Wahrnehmens und Erlebens bezeichnet. Zum anderen spielt städtische Identität seit Mitte der 1990er Jahre eine zunehmend wichtige Rolle im Imagemarketing von Städten: sie dient hier der Profilierung von Standorten vor dem Hintergrund des gewachsenen Wettbewerbs zwischen den Kommunen (vgl. Helbrecht 2003).

Gemeinsam ist beiden Sichtweisen, dass sie städtische Identität als Set von Eigenschaften, Einstellungen und emotionalen Bindungen verstehen, die auf gemeinsam geteilten Erzählungen, alltäglichen Praktiken, Symbolen und Erinnerungen beruhen. Städtische Identität ist hierbei kein statisches Phänomen, sondern durchaus wandelbar und wird durch Kommunikation und Handlungen ständig (re)produziert (kann also insbesondere durch Maßnahmen des Standortmarketings beeinflusst werden). (Hauser 2003). Allerdings wird in der Regel davon ausgegangen, dass die städtische Identität zu einem gegebenen Zeitpunkt rekonstruiert werden kann – gleichsam dem Charakter eines Menschen in subjektivistischen Perspektiven, der sich ebenfalls über die Zeit verändern kann, jedoch zu jedem Zeitpunkt eine „geschlossene“ Einheit darstellt.

Aus poststrukturalistischer Sicht ist eine solche Konzeption von städtischer Identität (ähnlich wie die des Subjektes) problematisch. Denn auch wenn davon ausgegangen wird, dass diese das Ergebnis von (teilweise konflikthaften) Kommunikations- und Handlungsakten ist, heißt das noch lange nicht, dass die damit verbundenen Aushandlungsprozesse zur Bildung einer Art Habermasschen Konsens in Bezug auf die Eigenschaften und Qualitäten der Stadt führen müssen.

Vielmehr muss aus poststrukturalistischer Perspektive, die davon ausgeht, dass es keine geschlossenen Differenzsysteme gibt, argumentiert werden, dass diese diskursiven Aushandlungsprozesse gar nicht zur Herausbildung einer geschlossenen (städtischen)

Identität führen *können*. Denn wenn Differenzsysteme nicht stabil sind, sondern immer wieder durch die Neuverhandlung ihrer Grenzen verändert werden, so kann auch jede Identitätskonstruktion, die innerhalb eines solchen Systems stattfindet, nur zu Ausbildung einer temporären und labilen Einheit führen.

Die Herausbildung der städtischen Identität erfolgt innerhalb dieses Systems durch die Abgrenzung nach außen anhand zentraler Differenzen (wie auch im Falle persönlicher Identitäten, vgl. Stäheli 2000, S. 62). Die Verortung einer Stadt in einem diskursiven Feld beinhaltet also immer auch eine Definition dessen, was diese Stadt nicht ist. Diese „andere“ Seite der Differenz, das, was innerhalb des Diskurses als *nicht* zur eigenen Identität gehörig definiert wird, zeigt sich als „Störung“ im Diskurs: „Jedes System, jeder Diskurs oder Kontext beruht immer auf einem konstitutiven Außen, das sich im Diskurs als Dislokation oder Bruch zeigt (vgl. Stäheli 2000, 34). Mit ‚konstitutiven Außen‘ ist gemeint, dass jeder Diskurs oder Kontext sich von einem unverfügbaren Außen abgrenzt, das jedoch notwendig für die Herstellung eines Diskurses ist“ (Moebius 2003, S. 4f). Dieses Außen ist für den Diskurs konstitutiv und garantiert seine „innere Reinheit“.

Städtische Identität entsteht somit an Knotenpunkten von Diskursen, die innerhalb einer Stadt verhandelt werden. Jeder dieser Diskurse beruht auf bestimmten Kriterien der Unterscheidung zwischen „innen“ und „außen“, d.h. hat seine eigene Logik der Grenzziehung. Die Labilität und Umkämpftheit dieser Differenzen und ihre innere Widersprüchlichkeit verhindern die endgültige Schließung der städtischen Identität.

Bei der Analyse geraten nun gerade die Grenzziehungen zwischen „innen“ und „außen“ in den Blickpunkt der Analyse, insbesondere werden solche Aussagen und Handlungen interessant, in denen Abgrenzungen vorgenommen werden. Hier zeigt sich, dass diese Äußerungen sich häufig durch ein hohes Maß an Widersprüchlichkeit auszeichnen, die die vermeintlich stabile Identität unterlaufen und auf Lücken im Diskurs verweisen.

Das Image der Stadt Frankfurt: hart und nicht herzlich

Das Image der Stadt Frankfurt am Main zeichnet sich spätestens seit Ende des Zweiten Weltkriegs durch eine starke Dominanz wirtschaftlicher Aspekte aus, die sich u.a. in Spitznamen wie „Bankfurt“ oder „Mainhattan“ niederschlägt. Das Alleinstellungsmerkmal Frankfurts im Städtesystem ist seine Stellung als Banken- und Finanzstandort, entsprechend spielen die Banken – auch aufgrund der kaum zu übersehenden Skyline – in der Stadt eine entscheidende Rolle:

„An der Skyline von Frankfurt ist ablesbar, wer im Stadtbild den Ton angibt: die Banken. Was Frankfurt zum Beinamen "Bankfurt" verholfen hat“ (Baedeker Frankfurt 2004, S. 58ff)

Die Verortung erfolgt also im Rahmen eines ökonomischen Diskurszusammenhangs, der sich häufig durch modernistische Argumentationen auszeichnet, d.h. die Stellung Frankfurts wird durch „schneller-höher-weiter-Vergleiche“ mit anderen Städten und die Idee von Fortschritt durch wirtschaftlichen Erfolg untermauert.

„Die alte Reichsstadt Frankfurt am Main ist einer der wichtigsten Finanzplätze der Welt, Zentrum des Rhein-Main-Gebietes und die größte Stadt des Bundeslandes Hessen. Sie besitzt die höchsten Bürotürme Europas, eine bedeutende Messe und mit der Zeil die umsatzstärkste Einkaufsmeile Deutschlands“ (Baedeker Frankfurt 2004, S. 12).

Mit dieser ökonomischen Aufladung geht eine Reihe von Assoziationen einher, die zum weiteren diskursiven Feld von Finanzwesen, Banken und Wirtschaft gehören und zu denen neben Prosperität und Fortschrittlichkeit auch Wettbewerbsdenken und soziale Kälte zählen.

„Frankfurt ist eine unsentimentale, moderne Stadt, [...] das Stadtgefühl wird von den Bankhochhäusern und den zahllosen teils eleganten, teils trostlosen Bauten aus den fünfziger Jahren geprägt. Keine Stadt ist so rational wie Frankfurt. [...] Nicht, dass man in Frankfurt nicht gut leben könnte – aber es eben ein modernes Leben, ein Leben wie in Indianapolis oder Atlanta oder irgendeiner anderen großen Geschäftsstadt“ (Merian Frankfurt 2003, S. 136).

Die herausgehobene Stellung der Stadt im ökonomischen Diskurs und deren „Modernität“ ist also mit einem empfundenen Mangel in anderen Bereichen verbunden: Rationalität und Emotionalität, Macht und Sentimentalität schließen sich gegenseitig aus, emotionale Aspekte stehen auf der „anderen“ Seite der städtischen Identität.

„Frankfurt ist der Volksmund gestopft, die Traditionsketten sind gerissen, da ist mit Blut und Boden keine Stadt zu machen. Hier gilt der ökonomische Imperativ des Thomas Carlyle: ‚Work, don’t cry‘“ (Geo Special Frankfurt 1988, S. 117).

Der Stadtteil Sachsenhausen: Gegenentwurf zum ökonomischen Diskurs

Die innerhalb der städtischen Identität von Frankfurt ausgeschlossenen Aspekte führen zu einem empfundenen Mangel, zu einem Fehlen von Ankerpunkten für positive Identifikation. Ausgeglichen wird dieses Defizit durch eine diskursive Integration von Orten, die mit den in Frankfurt fehlenden Komponenten ausgestattet zu sein scheinen. Ein Beispiel stellt hier der Stadtteil Sachsenhausen dar, der mal als Gegenentwurf, mal als untypischer Bestandteil Frankfurts thematisiert wird. In diesem kleine Leute-Viertel mit seinen kleinstädtischen Strukturen gilt das Leben noch als lebenswert, die Menschen als herzlich und der Apfelwein wirkt, zumindest der Vorstellung nach, als sozialer Kitt zwischen Bankern und Arbeitern.

Sachsenhausen wird – obwohl es bereits 1390 zu einem Frankfurter Stadtteil wurde – häufig als Gegenstück zu Frankfurt dargestellt: es gehört zwar offiziell zur Stadt dazu, ist aber eigentlich ganz anders. Diese Zwiespältigkeit zeigt sich insbesondere in der Bezeichnung der geographischen Lage als ‚Dribbdebach‘, was im Frankfurter Dialekt so viel heißt wie ‚drüben vom Bach‘, also auf der anderen Mainseite von Frankfurt, also in Sachsenhausen, im Gegensatz zu ‚hibb de Bach‘, was ‚hüben vom Bach‘ oder auf der ‚Frankfurter Seite‘ des Mains bedeutet. Allerdings beschränkt sich diese Abgrenzung natürlich keinesfalls allein auf die Lage des Stadtteils, sondern bezieht sich auch und gerade auf seinen ‚Charakter‘:

„Keines der Klischees, die über Frankfurt kursieren, lässt sich auf Sachsenhausen anwenden: ein lebenswerter Stadtteil, nur fünf Fußminuten von der City entfernt“ (Merian Frankfurt 2003, S. 48).

Sachsenhausen stellt einen Gegenentwurf zu Frankfurt innerhalb der Stadt, einen Rückzugspunkt innerhalb von dessen eigenen Grenzen dar, wo all diejenigen Defizite ausgeglichen werden, die durch die ökonomische Ausrichtung Frankfurts entstanden sind. *„Der Hinterhof einer Apfelweinschenke gehört zu den Bastionen, in denen Sachsenhäuser Bürger ihr Bedürfnis nach einem sicheren Stammplatz stillen. Während draußen die Großstadt auftrumpft, hält sich im Garten ein Biotop; befeuchtet aus Ebbelwei-Bembeln, genährt aus den Lebens-Werten, die in diesem Stadtteil traditionell zu Hause waren:*

Beschaulichkeit, Besitzstandswahrung und ein Schuß Biedersinn“ (Geo Special Frankfurt 1988, S. 105).

Das Verhältnis Frankfurts zu Sachsenhausen ist also Ausdruck der Lücken und Brüche, die sich aus der Verortung der Stadt im Rahmen des ökonomisch-modernistischen Diskurses ergeben. Das Verhältnis Frankfurts zu Sachsenhausen pendelt zwischen der diskursiven Ausgrenzung und Integration Sachsenhausens, da die städtische Identität die Eigenschaften, die Sachsenhausen zugeschrieben werden, zwar eigentlich ausschließt, diese sich jedoch als Mangel wieder im Diskurs zeigen und daher nie vollständig verdrängt werden können.

„Wenn die Frankfurter früher „geh doch rüber“ sagten, dann wünschten sie nicht etwa einen politischen Linksabbieger in den real existierenden Sozialismus, sondern nach Dribbdebach nach Sachsenhausen, was mindestens genauso schlimm war. Denn Sachsenhausen, bevorzugte Wohnstatt kleiner Leute – also das ‚Driiben‘ – galt schon immer als die arme und damit wenig glanzvolle Verwandtschaft der reichen Großstadt, während das ‚Hüben‘ – also Hibbdebach – nicht nur den geografischen, sondern auch mentalen Standort als fortgeschrittener Großstädter und Citoyen bezeichnete.

Heute sind die Unterschiede nicht mehr so eindeutig und die Frankfurter nicht mehr so versiert in den lokalen Finessen. Heute gilt deshalb die Devise Hibbdebach un Dribbdebach is es glaach (diesseits und jenseits des Mains geht es gleich zu). Und will jemand seinem Frankfurter Mitmenschen etwas Böses, schickt er ihn in das verfeindete Ausland nach Offenbach“ (Merian Frankfurt 2003, S. 165).

Als Fazit lässt sich festhalten, dass der Stadtteil Sachsenhausen sich gleichsam auf der Grenze der städtischen Identität Frankfurts bewegt – er ist ein Gegenentwurf zu deren ökonomischer Ausrichtung, gleichzeitig aber auch Ausdruck der inneren Widersprüche, Brüche und Defizite des Frankfurter Stadtimages, in dem sich die Bruchstellen des ökonomischen Diskurses der Moderne widerspiegeln.

Literatur

Baedeker Allianz Reiseführer, Frankfurt am Main (2004).

Geo Special Frankfurt (1988)

Hauser, Susanne (2003): Lokale Identitäten in der Region der Zukunft. In: Infobrief Stadt 2030, Nr. 11/2003. S. 18-25.

Helbrecht, Ilse (2003): Thesen zur Arbeitsgruppe Identität. In: Infobrief Stadt 2030, Nr. 13/2003. S. 21-22.

Merian Frankfurt 2003. Hamburg.

Moebius, Stephan (2003): Diskurs – Äquivalenz – Differenz. Zur Bedeutung des Diskursbegriffs in der Hegemonietheorie von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. Vortrag auf dem Workshop „Diskurs – Wissen – Kultur“ 25./26. 09. 2003 in Augsburg.

Stäheli, Urs (2000): Poststrukturalistische Soziologien. Bielefeld.